



7. September 2017

Am Ende gewinnt immer die Freiheit

Referat von Regierungsrätin Jacqueline Fehr anlässlich der Buchvernissage «Dem Bettag eine Zukunft bereiten»

Sehr geschätzte Damen und Herren

Bitte erschrecken Sie nicht, geschätzte Eva Maria Faber und geschätzter Daniel Kosch. Aber: Was Sie hier vorlegen, dieses Buch über die Bedeutung und die Zukunft des Bettags, könnte man als reinen Populismus abtun.

Populistisch in dem Sinne, dass Sie die Aufmerksamkeit einer intensiv geführten Debatte nutzen, um darin ihr eigenes Süppchen zu kochen. Indem Sie ein Buch zu Interreligiosität vorlegen, weil sich das im aktuellen Meinungsstreit gut verkauft.

Nun, ich weiss es, Sie alle wissen es: Diese Lesart ist falsch.

Richtig aber ist, dass das Buch, auch wenn es unaufdringlich wirkt, genau im richtigen Moment kommt und überaus bedenkenswerte Inhalte liefert. Es liefert die Impulse und die Argumente für die laufende Diskussion über das Verhältnis von Staat und Religionen.

In diesem Sinne, geschätzte Eva Maria Faber und geschätzter Daniel Kosch: Herzlichen Dank für Ihr Gespür für Thema und Zeit, herzlichen Dank für die Aufmerksamkeit, die Sie dieser zentralen Frage unserer Gesellschaft widmen. Herzlichen Dank für die Denkanstösse, die Sie uns für die vielen noch folgenden Diskussionen bereitstellen.

Ich verrate Ihnen hier kein Geheimnis, wenn ich feststelle, dass der Staat in der Diskussion über das Verhältnis von Staat und Religionsgemeinschaften gegenwärtig einen schweren Stand hat. Meine Sorge gilt dabei nicht dem Verhältnis zu den staatlich anerkannten christlichen Religionsgemeinschaften. Dieses Neben- und Miteinander ist erprobt und bewährt. Es ist eine Stütze unseres Zusammenlebens. Die freundschaftliche Zusammenarbeit von Staat und Religionsgemeinschaften bietet Menschen in verschiedensten Lebenssituationen eine Heimat und macht sie zu Mitgliedern der grossen Gemeinschaft, zu der wir alle gehören.

An diesem Erfolgsmodell bauen wir weiter: Wir haben diesen Sommer eine Studie der Universität Zürich vorgestellt, die zeigt, dass die finanzielle Unterstützung der Kirchen durch den Staat mehr als gerechtfertigt ist. Die römisch-katholische Körperschaft und die evangelisch-reformierte Landeskirche erbringen enorme Leistungen mit gesamtgesellschaftlicher Bedeutung. Die haben wir zusammen mit den Kirchen analysiert und dabei herausgefunden, dass ihr Wert noch grösser ist als der Wert des Geldes, das die Kirchen vom Staat bekommen. Das ist auch richtig so, denn die kirchlichen Gemein-



schaften wollen ja gewiss nicht Auftragnehmer des Staates sein, sondern sie erbringen diese Dienste an der Gesellschaft aus eigenem Antrieb. Und dabei werden sie vom Staat unterstützt.

Wenn ich jetzt aber doch von einer Belastungsprobe für das Verhältnis Staat – Religionsgemeinschaften spreche, so wegen einer wachsenden Bevölkerungsgruppe; der Gruppe der rund 400'000 bei uns lebenden Musliminnen und Muslime.

Immer lauter hören wir den Vorwurf, der Staat sei ganz und gar untätig und mit Blick auf die vermutete Radikalisierung sogar ausgesprochen naiv. Von radikalisierenden Gefängnis-Imamen wird gewarnt und von Internetnetzwerken, die immer mehr junge Menschen in die Irre leiteten. Nun, die Besorgnis verstehe ich. Die Attentate und Gewaltvideos, das provozierende Ausrufen religiöser Parolen verunsichern und machen vielen Menschen Angst – diesem Thema ist mein Beitrag im hier zu feiernden Buch gewidmet. Ich sage in der abgedruckten Rede aber auch, dass wir dieser Angst entgegenzutreten müssen.

Und zwar mit folgenden Überlegungen: Ja, wir haben ein grosses Problem mit extremistischen Kräften. Der Extremismus begegnet uns vor allem im Kleide des Salafismus, einer anarchischen Interpretation des Islam. – Nein, wir haben kein Problem mit den Muslimen. Die Musliminnen und Muslime sind in der Schweiz gut integriert – nicht nur in der Fussballnati. Und ja, wir müssen den Extremismus bekämpfen, nicht aber die Religion.

Und wir tun das. Wir tun das mit unseren Sicherheitskräften. Und wir tun das als Gesellschaft.

Gefordert sind unsere Sicherheitskräfte. Sie müssen die Unterscheidung machen zwischen jenen, die sich radikalisiert gebärden und jenen, die auch tatsächlich gewaltbereit sind. Unsere Fachleute der Gefahrenabwehr und unsere Spezialistinnen und Spezialisten in der Risikoeinschätzung stellen sich dieser Aufgabe. Ich vertraue ihnen, denn ich sehe, was sie tun.

Gefordert sind aber auch wir als Gesellschaft. Wir müssen lernen, über Religionen zu sprechen und zu diskutieren. Um diese Auseinandersetzung anzuregen, wird der Regierungsrat in Bälde ein Diskussionspapier zum Verhältnis von Staat und Religionen präsentieren. Denn eines muss allen klar sein: Religion darf keine Tabuzone sein.

Aber auch im Konkreten sind wir an der Arbeit: Ich nenne als Beispiel die Seelsorge. Darauf haben ohne Zweifel auch muslimische Menschen in unserer Mitte einen Anspruch. Das wollen wir auf- und ausbauen. Das Grossartige: Wir als Staat tun das nicht allein, sondern mit wertvoller Unterstützung der christlichen Gemeinschaften. Sie stehen uns mit Rat und Tat zur Seite. Das verspricht Erfolg.

Bei allem, was wir tun, ist unsere Messlatte der Rechtsstaat. Wer dagegen verstösst, muss sich verantworten. Aber wer bloss anders als die Mehrheit denkt, indem er beispielsweise jüdische, orthodoxe, hinduistische oder muslimische Traditionen pflegt, der geniesst den Schutz genau dieses Rechtsstaates. Oder wie sagte es die NZZ vor kurzem treffend: Ob ich frauenfeindlich oder linksradikal bin, geht den Staat nichts an. Es muss ihm genügend, dass ich mich an die Gesetze halte.



Geschätzte Anwesende,

Mich besorgt die Gefahr des Extremismus in unserer Gesellschaft. Mich besorgt aber ebenso, dass – glaubt man den Zuschriften und Kommentarspalten – viele Menschen offenbar bereit sind, unter dem Druck dieser Bedrohung wesentliche Errungenschaften unserer Zivilisation aufzugeben. Und ich bin überzeugt: Diese Selbstaufgabe und die Zweifel an unserer Stärke sind die weitaus grössere Bedrohung als die Angriffe der Terroristen.

Ich lade sie stattdessen ein, einem Grundgesetz der Menschheit zu vertrauen. Und dieses Grundgesetz besagt: Am Schluss gewinnt immer die Freiheit. Millionen von Menschen sind über all die Jahrhunderte auf Barrikaden und Schlachtfeldern für die Freiheit gestorben. Auf der ganzen Welt gibt es eine zeitüberspannende konstante Bewegung: die zur Freiheit. Egal, wer sie zu stoppen versuchte und wie gross die Opfer waren: Sie setzte sich am Schluss durch.

Das Buch von Eva Maria Faber und Daniel Kosch ist dem Bettag gewidmet. Dieser Bettag ist ja nicht irgendein Feiertag. Er ist, wenn man so will, der einzige politisch verordnete Feiertag im Kanton Zürich. Ein Religionspädagoge aus Berlin erklärte mir unlängst, das Beten sei das Verbindende aller religiöser Menschen. Alle versuchten sie zu beten und keiner wisse so richtig, wie es gehe. Doch vielleicht ist gerade das der tiefere Sinn des Bettags. Vereint zu sein im Bemühen, sich einem grösseren Ganzen anzuvertrauen. Seine eigene Kleinheit zu erleben und sich dabei gleichwohl aufgehoben zu fühlen.

Schon unsere Vormütter und -väter vor über 150 Jahren erkannten: Die Schweiz ist politisch und konfessionell so stark zersplittert, dass man den Respekt vor politisch und konfessionell Andersdenkenden gezielt fördern muss. Sie schufen ein Fest zur Besinnung auf das Miteinander. Sie nannten es Bettag. Diese Idee dieses Tages der interkonfessionellen und interpolitischen Zusammengehörigkeit wollen wir weiterhin pflegen.

Unsere Themen mögen sich von denjenigen unserer Vorfahren unterscheiden. Damals war es das Nebeneinander von Reformierten und Katholiken – Jetzt sind es die Christinnen, die Atheisten, die Muslime und viele, viele mehr.

Sie, geschätzter Daniel Kosch und Sie, geschätzte Eva Maria Faber, stärken dieses Fest der Zusammengehörigkeit mit Ihrem Buch.

Ich habe Ihnen eingangs ein Schielen auf Popularität unterstellt. Möge Ihnen diese tatsächlich beschieden sein. Denn Sie machen mit Ihrem Buch Werbung für eine gute Sache.

Die Menschen, so die Botschaft von Buch und Bettag, mögen verschiedenen Religionen angehören. Aber das ist nicht alles. Wir sind Teil der noch grösseren Gemeinschaft der Menschen auf dieser Welt, mit denen wir die ganz grundlegenden Freuden und Sorgen teilen.